

Autorität  
der/in  
Sprache, Literatur, Neuen Medien

Vorträge des Bonner Germanistentages 1997

Band 2

Herausgegeben von  
Jürgen Fohrmann, Ingrid Kasten und Eva Neuland

AISTHESIS VERLAG

---

Bielefeld 1999

*Eva Geulen*

## Autorität und Kontingenz der Tradition bei Robert Walser

Das Unbehagen in der Moderne – Zeichen einer Autoritätskrise, von der auch das Thema des diesjährigen Germanistentages zeugt, denn man läßt mit sich über Autorität vor allem dann reden, wenn sie in der Krise steckt, da nichts so sehr Autorität verbürgt wie der Krisendiskurs –, dieses allseitige Unbehagen hat inzwischen auch die von Haus etwas schwerfällige Literaturgeschichtsschreibung ergriffen, deren Prämissen, Intentionen und Verfahren infolgedessen neu zur Diskussion stehen. Verkürzt gesagt, ist man zu der Ansicht gelangt, daß es nicht länger ansteht, die Geschichte der modernen Literatur, sagen wir, ab Baudelaire, als Geschichte ihrer Abweichung von einem bestenfalls heuristischen und schlechtestenfalls phantasmagorischen Begriff des organischen Kunstwerks, sagen wir, Goethe, zu schreiben. Wie Christoph Bode in seinem Buch »Ästhetik der Ambiguität«<sup>1</sup> formuliert, das zu den jüngeren Versuchen gehört, die Konsequenzen aus dem Ungenügen am Abweichungsmodell für eine Literaturgeschichte der Moderne zu ziehen: »Das Neue ist zunächst einmal das Andere. A cat is not a deficient dog.«<sup>1</sup> Gerade das Neue und vermeintlich Andere moderner Literatur wurde aber von der Literaturgeschichte ex negativo und qua Defizienz erfaßt. Zu den Nachteilen dieses Modells gehört vor allem der Verlust an Differenzierungskriterien innerhalb des Blocks Moderne; auf der Folie des Abweichungsmodells verschwinden Unterschiede wie jene zwischen der dünnen Prosa eines Samuel Beckett und der gleichsam barocken Geschwätzigkeit eines Robert Walser. Paradoxaerweise schreibt solche Literaturgeschichte ständig gegen ihre eigenen Grundüberzeugungen an, denn eine qua Abweichung homogenisierte Moderne gewinnt gerade jene Epocheneinheit,

---

<sup>1</sup> Christoph Bode, *Ästhetik der Ambiguität. Zu Funktion und Bedeutung von Mehrdeutigkeit in der Literatur der Moderne*, Tübingen 1988.

deren angebliches Fehlen doch zur Signatur von Moderne gehören soll.

Daß solche Überlegungen erst jüngst angefangen haben, Effekte zu zeitigen, mag auch damit zu tun haben, daß die Grundsätze der Hermeneutik im Genre der Literaturgeschichte zeitweilig Verschanzung beziehen konnten. Als historisch-hermeneutische Wissenschaft glaubte sich insbesondere die (deutsche) Germanistik lange immun gegen die Invektiven jüngerer Literaturtheorie, die vor allem an den Fundamenten des hermeneutischen Textverständnisses gerüttelt hatte<sup>2</sup>, bis der Einbruch der Diskursanalyse, der Systemtheorie und neuer Kulturgeschichte auch das bemerkenswert stabile Selbstverständnis moderner Literaturhistorie in Frage stellte. Jetzt macht sich aber die Überzeugung breit, daß modernen Texten mit hermeneutischen Mitteln nicht beizukommen ist und auch nicht ihrer Geschichte, solange die als Abweichung konzipiert wird und damit dem sinnvollen, der Hermeneutik adäquaten und von ihr normativ vorausgesetzten Textgebilde verpflichtet. Und die letzte Ausflucht der Hermeneutik vor den Irritationen, denen sie sich im Umgang mit moderner Literatur ausgesetzt sieht, die Inthronisierung des ausbleibenden oder fehlenden Sinns als Sinn, führt, wie Gotthard Wunberg ausgeführt hat, zu einer »neuen Mimesis«: Referenzverlust, Zerrissenheit und Sinnlosigkeit sind dann eben Bild und Abbild einer referenzlosen, zerrissenen und sinnlosen Welt.<sup>3</sup> An Robert Walser läßt sich die Probe aufs Exempel machen. Die ganze Palette von pathologisch bis poetologisch wurde aufgeboten, der Oberfläche eine Tiefe, dem, was keinen Sinn freigibt, seinen Sinn zu supponieren. Wo diese Optionen erschöpft schienen, wurden die Verste-

---

<sup>2</sup> Stellvertretend für diese Bemühungen sei genannt Paul de Man, *Blindness and Insight. Essays in the Rhetoric of Contemporary Criticism*, 2. Aufl., Minneapolis 1983.

<sup>3</sup> Gotthart Wunberg, *Unverständlichkeit. Historismus und literarische Moderne*, in: Hofmannsthal Jahrbuch zur Europäischen Moderne 1 (1993), S. 309-350.

hensirritationen, mit denen seine Prosa an jeder Ecke und mit jeder Wendung aufwartet, mit dem Sinn des Sinnlosen aufgeladen.<sup>4</sup>

Aber just in der Walserforschung ist auch das Unbehagen an solchen Deutungspraktiken sehr weit gediehen, was sicher auch mit dem geziert-verspielten Gestus dieser Prosa zu tun hat, der das pathetisch-programmatische Selbstverständnis anderer Moderner fehlt. In der Walserforschung hat man sich jedenfalls während der letzten Jahrzehnte intensiv um die Spezifika des Verfahrens gekümmert und die Sinnfrage suspendiert. Bei dieser Bescheidung aufs Verfahren konnte nicht verborgen bleiben, daß diese doch anerkanntermaßen radikal modernen, nämlich sich traditionellen hermeneutischen Sinnforderungen widersetzenden Texte, zugleich und mindestens ebenso radikal traditionell sind. Stilistisch, thematisch und motivisch, in jeder Hinsicht haben bei Walser Konvention und Tradition das Wort. Die obsessive Dimension, das Wiederholen, das Formelhafte, der Vorlagecharakter und verwandte Obskuritäten der Walserprosa müssen der verfahrenstechnisch orientierten Analyse als Ausdruck einer Traditionalität gelten, deren Autorität sich Walser offenbar lustvoll unterwirft. Natürlich kann man sofort einwenden, daß es sich doch bei Walser ganz offenbar um inszenierte und fingierte Autorität der Tradition handele, aber erstens und prinzipiell, welche Tradition wäre nicht ihre eigene Inszenierung? Zweitens und im besonderen lenkt dieser Einwurf zu schnell davon ab, daß viele Produkte der Moderne, ihrer Rhetorik der Befreiung des Worts von seiner Funktion als Sinnträger ungeachtet, hermetisch und also nicht viel anders anmuten als das, wogegen die Moderne zu Beginn der Neuzeit einmal als Tradition angetreten war. Die Moderne setzte sich von der autoritären Herrschaft der Tradition ab, indem sie sie als kontingent entlarvte und fortan jeder Form von Autorität ihre Legitimation abforderte.<sup>5</sup> Ausgewiesene Autorität – und das gilt bis heute – gilt nicht als autoritär, da sie sich qua Legitimationsprozeß, wie immer der aussehen mag, vom Kontin-

---

<sup>4</sup> Vgl. die Beiträge und insbesondere den einleitenden Essay von Klaus-Michael Hinz in Robert Walser, hg. v. Klaus-Michael Hinz/Thomas Horst, Frankfurt a.M. 1991.

<sup>5</sup> Vgl. Hans Blumenberg, *Die Legitimität der Neuzeit*, Frankfurt a.M. 1966.

genzverdacht entlastet. Um so erstaunlicher ist dann allerdings die Karriere, die dem Kontingenzbegriff in der Moderne bis heute beschieden gewesen ist. Kontingenz ist der Anti-Begriff zu Autorität und Determinierung schlechthin; Kontingentes ist unlegitimierbar, unverwundbar, unbesetzbar und unwägbar in jeder Hinsicht, all das also, was die Moderne der Tradition einst vorwarf, jenes Kontingenzurteil, mit dem sie sich von der der älteren Autorität der Tradition ab- und richtend selbst in Szene setzte. Selbstverständlich kann man auch hier wieder ein wohlbekanntes Interpretationsmodell aktivieren und sich darauf berufen, daß dieses Phänomen als Symptom einer ruinösen Dialektik der Aufklärung zu deuten sei: Die vollends entzauberte Welt schlägt zurück in die überwunden geglaubte Welt mythischer Unberechenbarkeiten. Aber wenn es bei den jüngsten Literaturgeschichten der Moderne um das Experiment geht, sich der modernen Literatur unter den Bedingungen der *Krise* moderner Selbstautorisierungen zu stellen (und das Interpretationsschema Dialektik der Aufklärung gehört, weil es ein Krisendiskurs und von daher besonders autoritativ ist, sicherlich dazu), dann muß man sich der Autorität der Großinterpretationen, einschließlich der Dialektik der Aufklärung, zunächst einmal und freilich gut modern verweigern, um stattdessen gleichsam phänomenologisch auf dem Befund zu beharren, daß Tradition und Traditionen im Spannungsfeld von Autorität und Kontingenz in der Moderne ein Problem darstellen, dem das moderne Selbstverständnis nicht gerecht wird. Im besonderen Falle Walsers ist exemplarisch zu beobachten, daß die Insignien älterer Autorität der Tradition und der Eindruck moderner Befreiung des Sprachmaterials vom Sinnindruck ganz nah beieinanderliegen, so nah, daß man nicht entscheiden kann, ob die Hermeneutikresistenz seiner Prosa sich der Übermacht der Konvention oder kalkulierten Kontingenzeffekten verdankt und ob es da überhaupt einen Unterschied gibt: »Man kann allerlei plappern, ja; ob aber das Mischmasch [...], das man schreibt, etwas spricht und bedeutet, ist eine Frage.«<sup>6</sup>

---

<sup>6</sup> Robert Walser, Fritz Kochers Aufsätze, in: Das Gesamtwerk, hg. v. Jochen Greve, Frankfurt a.M. 1978, Bd. I, S. 7-48, hier: 19.

Und wenn es weiter um die Perspektiven einer Literaturgeschichte geht, die die Spezifität des Mediums Literatur – worin sie eigentlich besteht, darüber läßt sich streiten – nicht einer diffusen Kulturgeschichte z.B. auf anthropologischer Basis anheimgibt, dann muß die in der Walserforschung vorbildliche Verfahrensforschung zum Prinzip erhoben werden, wobei man sich, ganz ohne Autoritäten geht es eben nie, auf solche Programmierer der Moderne berufen kann, die das Verfahren, die Machart ins Zentrum rückten. Ein Gedicht entsteht nicht, »ein Gedicht wird gemacht«, resümierte beispielsweise der späte Benn.<sup>7</sup>

Eben diese Konzentration auf die technischen Verfahren charakterisiert die jüngeren Literaturgeschichten der Moderne, neben dem erwähnten Christoph Bode Moritz Baßlers 1994 erschienen Band »Die Entdeckung der Textur«<sup>8</sup> und die von ihm mitherausgegebene Aufsatzsammlung »Historismus und literarische Moderne«<sup>9</sup>, die beide eine konzeptionell einleuchtende Kritik an den gängigen, den hermeneutischen, den »gläubigen« Lesarten der Moderne üben und einen wichtigen Beitrag zum Problem Tradition von und in der Moderne leisten. In beiden Entwürfen avanciert der vormals marginalisierte Walser bezeichnenderweise zur Schlüsselfigur einer Moderne, deren genealogische Rekonstruktion im Zeichen ihrer literarischen Verfahren sich erheblich von konventionellen Deutungsmustern unterscheidet und vor allem dem Paradigma eines steten Reflexionszuwachses den Rücken kehrt.

Die Autoren von »Historismus und literarische Moderne« wagen nämlich die ganz und gar unorthodoxe These, daß der wissenschaftliche Historismus des 19. Jahrhunderts, von dem es doch immer hieß,

---

<sup>7</sup> Gottfried Benn, Probleme der Lyrik, in: Essays und Reden in der Fassung der Erstdrucke, hg. v. Bruno Hillebrand, Frankfurt a.M. 1990, S. 505-535, hier: S. 506.

<sup>8</sup> Moritz Baßler, Die Entdeckung der Textur. Unverständlichkeit in der Kurzprosa der emphatischen Moderne 1910-1916, Tübingen 1994 (Studien zur deutschen Literatur 134).

<sup>9</sup> Moritz Baßler/Christoph Brecht/Dirk Niefanger/Gotthart Wunberg, Historismus und literarische Moderne, Tübingen 1996.

ihn zu überwinden sei der eigentliche Impuls der Modernen gewesen, die entscheidende Diskursformation der Moderne darstellt. Der Historismus, so argumentieren sie, stellt die Techniken und Verfahren zur Verfügung, die von der modernen Literatur aufgenommen, erweitert und variiert werden. Zu den Textverfahren des Historismus gehören vor allem Katalog und Enzyklopädie, Exkurs und Essayistik, alles Techniken, die, wie in modernen Texten überhaupt, auch bei Walser zuhauf zu finden sind, wo sie unter dem Stichwort der »antiliterarischen Tendenz« zusammengefaßt werden. Daß solche Techniken in wissenschaftlichen Kontexten natürlich andere Zwecke verfolgen, aber nicht unbedingt andere Effekte zeitigen als in literarischen, verweist auf das Relativismusproblem, das sie systematisch aufwerfen. Das positivistische Bedürfnis nach Vollständigkeit, dem Verfahren wie der Katalog Rechnung tragen, schlägt in der Darstellung zwangsweise in Beliebigkeit um. Da unterscheidet sich ein historistischer Wissenschaftstext kaum von den Edelsteinkatalogen eines Huysman in »A Rebours«. Die positivistische Isolierung der Fakten in Katalogen und Reihen isoliert die Elemente zwar, setzt sie aber solchermaßen auch frei. Deshalb behaupten die Autoren von »Historismus und literarische Moderne«, daß der Zusammenhang von kriselogisch erfahrener Kontingenz und emphatisch herausgestellter Souveränität ein zentraler Aspekt nicht nur bei Walser, sondern in der Moderne überhaupt ist. In der Walserforschung konnte dieses Motiv der Dialektik von Autonomie und Heteronomie zu kanonischer Geltung gelangen, weil es in Walsers Texten extrem zur Schau gestellt, gleichsam bloßgelegt wird, im Unterschied zu anderen Texten der sogenannten emphatischen Moderne, die, obwohl mit ähnlichen Techniken arbeitend, die Befreiung des Worts vom Sinn eindeutiger als Souveränitätsgewinn verbuchen (etwa im Surrealismus) und damit besser geeignet sind, älteren Moderne-Deutungen Vorschub zu leisten.

Aber entscheidend ist nicht der allgemeine Befund einer Dialektik von Autorität und Kontingenz als solcher, sondern die vor allem in »Historismus und literarische Moderne« profilierte These zu deren Genese: Der Ursprung der Moderne, nicht aus dem Geist, aber den Techniken der historistischen Tradition. Gegen die Vorstellung von der Moderne als Versuch der Überwindung des Historismus und ge-

gen den Versuch, die Autonomie der Avantgarde gegen den bürgerlich-positivistischen Wissenschaftsbetrieb auszuspielen<sup>10</sup>, erweist die Konzentration aufs Verfahren den Positivismus als modernes, literarisches Prinzip. Neu ist folglich die Umkehrung, daß »die Emanzipation des Wortes [...] nicht erst das Ergebnis einer symbolistischen Poetik ist, sondern bereits deren Voraussetzung.«<sup>11</sup> Und gerade für diese These stellt Walsers Prosa nun reiches Anschauungsmaterial bereit, sofern sie ihren prinzipiell derivativen Charakter demonstrativ, ja exzessiv zur Schau stellt. *Aufsätze* nannte er seine »Prosastückli«, mit den fingierten Schulaufsätzen Fritz Kochers trat er zuerst an die Öffentlichkeit. Von der Themenstellung der frühen Kocher-Aufsätze bis zur Groschenromanvorlage der späten, verschollenen Texte ist Walsers Schreiben ein Schreiben nach Vorschrift, Vorlage und Vorgabe. Zum »Freithema« will Fritz Kocher denn auch gar nichts einfallen:

Diesmal, sagte der Lehrer, dürft ihr schreiben, was Euch gerade einfällt. Ehrlich gestanden, mir will nichts einfallen. Ich liebe diese Art von Freiheit nicht. Ich bin gern an einen vorgeschriebenen Stoff gebunden. Ich bin zu faul, etwas zu ersinnen. Und was könnte das auch sein? Ich schreibe über alles gleich gern. Mich reizt nicht das Suchen eines bestimmten Stoffes, sondern das Aussuchen feiner, schöner Worte. Ich kann aus einer Idee zehn, ja hundert Ideen bilden, aber mir fällt keine Grundidee ein. Was weiß ich, ich schreibe, weil ich es hübsch finde, so die Zeilen mit zierlichen Buchstaben auszufüllen. Das ›Was‹ ist mir vollständig gleichgültig.<sup>12</sup>

Das ist sehr eindeutig. Hier werden die zentralen Thesen, nämlich Primat des Verfahrens vor dem Sinn und Genese der Verfahren aus nicht-literarischen Vorlagen, demonstrativ vorgeführt als Erfüllung der unerfüllbaren Aufgabe des Freithemas. Passagen wie diese werden unwillkürlich zu einer Art Meta-Text, weil die These zu modernen literarischen Verfahren und ihrer Genese hier selbst Verfahren wird. In der Tat scheint es, als bestünde die spezifische Machart oder Technik

---

<sup>10</sup> Vgl. Peter Bürger, *Theorie der Avantgarde*, Frankfurt a.M. 1974.

<sup>11</sup> Baßler u.a (wie Anm. 9), S. 203.

<sup>12</sup> Walser (wie Anm. 6), S. 24.

der Aufsätze Fritz Kochers darin, das Verfahren nicht bloß zu thematisieren, wie es in den zahlreichen Passagen über das Schreiben geschieht, sondern den Text durch das Verfahren seiner Generierung tendenziell zu ersetzen. In »Fritz Kochers Aufsätze« erreicht das seinen Höhepunkt mit dem lakonischen Minimalsatz, in dem Aussage und Akt der Aussage, Text und Verfahren der Textgenerierung scheinbar in eins fallen: »Dies ist mein Aufsatz.«<sup>13</sup>

Da überrascht es nicht, daß Walser sowohl in Baßlers »Entdeckung der Textur« als auch in der Historismus-Studie reüssiert, da seine Texte, wie Baßler formuliert, »zur Demonstration seines Verfahrens« werden,<sup>14</sup> und damit seinen Entwurf belegen und illustrieren. Während das zunächst einmal eine nicht unwichtige Akzentverschiebung innerhalb des immer noch sehr hierarchisch strukturierten Kanons der literarischen Moderne bedeutet, ist es andererseits gerade seine exponierte Stellung als Exponent der eigenen Thesen, die Walser als Problemfall von Baßlers Studie markiert. Das erste Stück von Walsers »Geschichten«, ein Meta-Text über das Versagen der Hermeneutik wie nur einer sich denken läßt, in dem ein Dichter sich verzweifelt über zwanzig von ihm verfaßte Gedichte beugt und sich den Kopf darüber zerbricht, was das Etwas sei, das seine Poesien umschwebe – »er drückt, aber es kommt nichts heraus, er stößt, aber es geht nichts hinaus, er zieht, aber es bleibt alles wie es ist, nämlich dunkel«<sup>15</sup> - kann Baßler nicht anders als radikal poetologisch und d.h. hermeneutisch lesen, da das Verfahren des Textes zum Thema des Textes wird in Form eines historistischen Katalogs. »Es sind ganz einfach«, schreibt Walser, »zwanzig Gedichte, davon ist eines einfach, eines pompös, eines zauberhaft, eines langweilig, eines rührend ...« usw. bis zum einundzwanzigsten, von dem es heißt, »und eines kann nichts mehr sein, denn es sind nur zwanzig Gedichte.«<sup>16</sup> Die scheinbar unvermeidliche poetologische Lektüre kann und darf aber Baßlers letztes Wort nicht sein. So konzediert er zwar formell, daß kein Text sich je in der Referenz auf sich er-

---

<sup>13</sup> Ebd., S. 10.

<sup>14</sup> Baßler (wie Anm. 8), S.140.

<sup>15</sup> Walser (wie Anm. 6), S. 111.

<sup>16</sup> Ebd.

schöpfen kann, wendet sich dann aber rasch einem anderen Katalogtext zu.<sup>17</sup> Das Prosastück »Reisekorb, Wasser und Kieselstein« wird zunächst poetologisch gedeutet, dann aber zusätzlich noch als Horrortext interpretiert, um den Beweis zu erbringen, daß es in Walsers Texten, obwohl sie vom Verfahren geprägt sind, »virtuell unendlich viel zu verstehen« gibt.<sup>18</sup> Am Nullpunkt angelangt – »dies ist mein Aufsatz« oder »es sind ganz einfach zwanzig Gedichte« – wird der der Hermeneutik unzugängliche Text plötzlich wieder offen. Der unendliche Reichtum von Bedeutungseffekten – Baßler spricht mit Recht von »Pointen« – stelle sich ein *trotz* der Selbstreduktion der Texte auf ihr Verfahren; *obwohl* sie ausschließlich von ihrem Verfahren geprägt seien, gebe es unendlich viel zu verstehen.

Aber Baßler übersieht dabei, daß sein Demonstrationsobjekt noch etwas ganz Anderes demonstriert: Auch die virtuell unendlichen Möglichkeiten der Interpretationen sind schon Teil des Verfahrens, sind verfahrenskonstitutiv in dem Sinne, daß das Verfahren ein virtuelles ist. Die interpretatorische Zugänglichkeit dieser Prosa, die Baßler gewahrt sehen möchte, wird von eben dieser Prosa verbaut und blockiert durch die verfahrenstechnische Integration möglicher Deutungen als Antizipationen. »Nichts ist unmöglich, habe ich schon irgendwo sagen gehört. Das ist vielleicht oberflächlich gesprochen, aber es geht ein Zug von Wahrheit und Tatsache durch diese Worte«<sup>19</sup>, schreibt Fritz Kocher und folglich muß und darf alles Mögliche stets nur möglich sein. Der Möglichkeitscharakter wird gewahrt, indem alles Gesagte sich als Möglichkeit ausweist. Baßler muß die virtuelle Dimension des Verfahrens in dem Augenblick entgehen, da er behauptet, ein Text demonstriere sein Verfahren. »Es sind ganz einfach zwanzig Gedichte« sind eben nicht einfach zwanzig Gedichte, »dies ist mein Aufsatz« ist noch nicht oder nicht mehr mein Aufsatz. Und eben dies zeigen und praktizieren Walsers Texte, indem sie den Moment, an dem der Text mit seinem Verfahren in eins fiel, im Modus der Virtualität systematisch hinauszögern. In einer Verfahrensbeschreibung aus den 70er Jah-

---

<sup>17</sup> Baßler (wie Anm. 8), S. 144.

<sup>18</sup> Ebd., S. 145.

<sup>19</sup> Walser (wie Anm. 6), S. 22.

ren hat Rodewald treffend vom Phänomen der Konjunktivität bei Walser gesprochen.<sup>20</sup> Sprachlicher Ausdruck dieser Virtualisierung sind die Modalverben, können, wollen, sollen, müssen, mögen. So sind die einfachen Aussagesätze der Kocherschen Aufsätze streng genommen stets Vorsätze: »Hier verspreche ich es laut: ich will ein braver zuverlässiger Mensch werden. An mir soll alles Große und Schöne einen ebenso warmen Nachahmer als Beschützer finden.«<sup>21</sup> »Ach, ich will so hoch steigen, als es einem Menschen vergönnt ist. Ich will berühmt werden. Ich will schöne Frauen kennen lernen.«<sup>22</sup> »Mich soll und muß doch nur der Augenblick innig beschäftigen.«<sup>23</sup> »Ach, ich will so hoch steigen, als es einem Menschen vergönnt ist. Ich will berühmt werden. Ich will schöne Frauen kennen lernen... «.<sup>24</sup> »Man soll nicht eines für das andere nehmen. Man soll nachdenken.«<sup>25</sup> »Man kann nicht nur so in den Tag hineinarbeiten. Die Arbeit muß ihren bestimmten Charakter und Zweck haben, zu dem sie führen soll.«<sup>26</sup> In dem Stück über die Feuersbrunst und den unbekanntem Retter schreibt Fritz Kocher als konjugiere er Verbformen: »O hätte ich der brave, tapfere Mann sein können! O so ein Mann zu sein, so ein Mann zu werden!«<sup>27</sup>

Wird Walser, wie bei Baßler, als exemplarischer Anschauungsfall instrumentalisiert, bleiben die radikale Ostentation und die virtuelle Dimension des Verfahrens außer Acht. Aber der spezifische Modus, vermöge dessen die Autoritäts- und Kontingenzeffekte historistischer Traditionen bei Walser eng zusammenhängen und die damit verbundene radikale Hermeneutikresistenz seiner Prosa lassen sich vielleicht konkreter erfassen, wenn man den Zusammenhang von Ostentation und Virtualisierung schärfer profiliert. Einen entscheidenden Hinweis in dieser Richtung gibt Walter Benjamin, der in seinem Walser-Essay

---

<sup>20</sup> Dierk Rodewald, Robert Walsers Prosa. Versuch einer Strukturanalyse, Bad Homburg/Berlin/Zürich 1970.

<sup>21</sup> Walser (wie Anm. 6), S. 9.

<sup>22</sup> Ebd.

<sup>23</sup> Ebd., S. 11.

<sup>24</sup> Ebd., S. 9.

<sup>25</sup> Ebd., S. 15.

<sup>26</sup> Ebd., S. 28.

<sup>27</sup> Ebd., S. 14.

über Walsers Sprache schreibt: »Und da fällt denn gerade bei Robert Walser zunächst eine ganz ungewöhnliche, schwer zu beschreibende Verwahrlosung auf.«<sup>28</sup> (Im Walserdeutsch müßte das wohl »Liderlichkeit« heißen.) Wenn Heine, wie Kraus meinte, der deutschen Sprache das Mieder gelockert hat, so ist sie bei Walser in den virtuell unendlichen Grenzen der Vorlagen vollends schamlos und zügellos geworden. Walser läßt die Worte fallen wie ein Tänzer seine Hüllen. Beide Beobachtungen, die Virtualisierung und die Ostentation lassen sich auf den Begriff des Exhibitionismus bringen, und zwar in seiner kodifizierten und ritualisierten Variante, dem striptease, wobei der Akzent auf dem teasing und nicht dem strippen liegt. Denn was sich in Walsers exhibitionistischer Prosa enthüllt, sind immer nur weitere Enthüllungsaktionen, die, virtuell unendlich, die Enthüllung stets verzögern. Das Problem dieser Prosa, das Rätsel ihrer Aufgabe, besteht wie beim striptease darin, zu enthüllen, ohne wirklich viel zu zeigen.

Nun hat man auf die Effekte des Enthüllens bei Walser schon vielfach verwiesen, so würden etwa in den Romanen die Schablonen des klassischen Bildungsromans und seines Subjektivitätsbegriffs bloßgelegt. Und auch für Baßler gilt ja, daß Walser Herkunft und Verfahren der Moderne enthüllt. Mit dem gleichen Recht läßt sich auch argumentieren, daß es bei Walser schon in »Fritz Kochers Aufsätzen« immer wieder Passagen gibt, in denen Phrasen als Phrasen decouvriert werden, Walser also an einem ähnlichen Projekt wie Kraus zu arbeiten scheint. So heißt es einmal: »Ich schwärme heimlich für die Kunst. Aber seit eben diesem Augenblick schon nicht mehr heimlich, denn jetzt hat es meine Unbefangenheit ausgeplaudert. Mag ich dafür exemplarisch bestraft werden.«<sup>29</sup> Das kokette Spiel mit der kindlichen Unbefangenheit decouvriert das Klischee als Klischee und bleibt doch exhibitionistische Pose, bei der nicht zählt, was gezeigt wird, weil eigentlich gar nichts gezeigt wird, die Phrase bleibt intakt.

---

<sup>28</sup> Walter Benjamin, Robert Walser, in: Gesammelte Schriften, hg. v. Rolf Tiedemann/Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt a.M. 1977, S. 324-328, hier: S. 325.

<sup>29</sup> Walser (wie Anm. 6), S. 9.

Zu den Motiven und Obsessionen dieser Prosa, die sich unter dem Begriff des Exhibitionismus bzw. des striptease beschreiben lassen – »Ich betrachtete nichts, ich ließ mich so betrachten«<sup>30</sup>, heißt es einmal – gehört auch der ganze Komplex der Höflichkeit:

Wie unterhaltend sind die Regeln, denen man sich, will man ein Mensch unter Menschen sein, zu unterwerfen hat! Da ist keine Vorschrift, die nicht ihren Reiz hätte. Im Reich der Höflichkeit prickelt alles von feinen, zierlichen Gängen, Straßen, Engpässen und Wendungen.<sup>31</sup>

Bevor man solchem Glück der Unterwerfung mit der Hegelschen Herr-Knecht-Dialektik zu Leibe rückt, sollte festgehalten werden, daß die Riten der Höflichkeit Möglichkeiten bereitstellen, sich zu zeigen, zur Schau zu stellen und zu enthüllen, beim Zeigen und Enthüllen gesehen zu werden, ohne doch wirklich etwas zu zeigen: »Wie herrlich ist es, vor einer Dame den Hut abzunehmen und von ihren Augen liebevoll angeblickt zu werden.«<sup>32</sup> Vielleicht ist hier auch der Grund zu suchen, warum die in den »Aufsätzen« systematisch durch ärmliche Kleidung konnotierte Armut eine solche Schande ist. »Arm ist man, wenn man mit zerrissener Jacke in die Schule kommt«<sup>33</sup> schreibt Fritz Kocher und setzt hinzu: »Ich möchte nicht arm sein, ich würde mich totschämen.«<sup>34</sup> Nicht der Anblick nackter Haut löst Scham aus, sondern die Unmöglichkeit weiterer Enthüllungen: Wer nichts anhat, kann nichts ausziehen. Auch Fritz Kochers unerklärliche Angst vor dem Beschenkt-Werden am Weihnachtsabend findet hier eine Begründung. Mit dem alten Hausdiener, über den man sich lustig macht, weil er seine Geschenke nicht in Anwesenheit der Herrschaft auspacken will, teilt Fritz Kocher das Unbehagen an Enthüllungen, die wirklich enthüllen, die nämlich etwas bloßlegen würden, was nicht schon vorher im Modus seiner Antizipation als Möglichkeit enthüllt und gleichzeitig verzögert würde. Erst als der Vater mit ihm spricht »über

---

<sup>30</sup> Ebd., S. 34.

<sup>31</sup> Ebd., S. 21.

<sup>32</sup> Ebd.

<sup>33</sup> Ebd., S. 16.

<sup>34</sup> Ebd.

die Geschenke, ihre Bedeutung, ihren Wert und meine Zukunft«<sup>35</sup>, hat das Kind sich wieder gefangen. Der ganze Komplex von Rollenspiel und Maskerade gewänne von hier aus eine verfahrenstechnische Plausibilität, die diese Motivik erst einmal vor den Zumutungen der Großthesen zum Subjekt und seiner Unmöglichkeit entlastet, denn auch und gerade im Walserschen Rollenspiel geht es vornehmlich um die Perpetuierung des Enthüllens.

Je unmißverständlicher sich aber nun die Idiosynkrasien dieser Prosa als Eigenheiten unter dem Diktat der Enthüllung, die nichts enthüllt, enthüllen, desto deutlicher enthüllt sich auch, daß der Versuch, Walsers Prosa noch über Baßler hinaus unter rein verfahrenstechnischen Aspekten zu untersuchen, scheitert. Am Ende enthüllt sich noch die reine Verfahrensbeschreibung als Enthüllungsakt, und damit ist die Hermeneutik wieder ins Recht gesetzt. Zumal der letzte der Kocherschen Aufsätze scheint eine solche Enthüllung, also die Enthüllung des Enthüllens als Prinzip, in Aussicht zu stellen, denn als der Haupthalunke der Klasse, der »in einer Viertelstunde mehr zu lachen gibt, als zehn andere im ganzen Jahr«<sup>36</sup>, der Masken schneidet und »über alle Sorten Mienen« verfügt, entpuppt, enthüllt sich, wenn nicht der Verfasser, dann doch das Verfahren der Aufsätze in einem Aufsatz, den man an derart prononciertem Stelle, am Schluß von Walsers erster Publikation, nicht mehr anders als poetologisch und selbstreferentiell lesen kann. »Es wird ein schlimmes Ende mit ihm nehmen, wenn man ihn auf einem seiner wilden tollkühnen Streiche ertappen wird. Und das muß einmal geschehen.«<sup>37</sup> Und schon glaubt der Leser ihn ertappt, den Haupthalunken, enthüllt, gestellt, den Stripper der Moderne.

Diese Rückkehr zur hermeneutischen Exegese, die den Sinn in seiner und als seine Verhüllung herstellt, ist offenbar unumgänglich: »Es muß ja einmal geschehen.« Vom Text ist das ebenso vorprogrammiert wie es immer wieder vereitelt wird: «Nichts ist unmöglich«. Die poetologisch-selbstreferentielle Lektüre und ihre Unmöglichkeit aber, das

---

<sup>35</sup> Ebd., S. 47.

<sup>36</sup> Ebd., S. 47.

<sup>37</sup> Ebd., S. 48.

wäre Walser als Allegorie der Unlesbarkeit. Doch diese Art auch möglicher Dekonstruktion hermeneutischer Geltungsansprüche hat dem literarhistorischen Abweichungsmodell nur wenig voraus. Also kann man nur einigermaßen hilflos festhalten: Enthüllung als Textverfahren bleibt zu unterscheiden von Enthüllung als Effekt eines Verfahrens, das zwar solche, sei's hermeneutisch, sei's dekonstruktiv verwertbaren und vielleicht letztlich unumgänglichen Effekte zeitigen kann, aber selbst nicht auf sie reduzierbar ist. Mit anderen Worten: Nichts ist unmöglich; mag sein. Aber nicht möglich ist eine reine Verfahrensbeschreibung. Und deshalb bleibt es dabei, daß die kleine Walser-Welt quer zur großen Welt der emphatischen Moderne liegt. Diese ragt in die Walser-Welt wie der Lehrer in die Welt der Schulklasse im letzten Satz des letzten Aufsatzes: Der ist wie eine Figur aus der großen Welt, aber, so läßt Walser Kocher hinzufügen: »Er ist zwar zu klein, um uns groß vorzukommen.«<sup>38</sup>

Neuere Literaturgeschichten der Moderne wie Bodes »Ästhetik der Ambiguität«, Baßlers »Entdeckung der Textur« und der Sammelband »Historismus und Moderne« beschränken sich auf das Verfahren und bekommen dadurch sowohl Autoren wie Robert Walser als auch Zusammenhänge in den Blick, die bisher verstellt blieben, insbesondere solche, die das Problem von Traditionen im Spannungsfeld von Autorität und Kontingenz betreffen. Freilich, der Versuch, sich qua Verfahrensbeschreibung gänzlich von den Vorgaben der Hermeneutik zu befreien, bleibt Illusion und muß scheitern. Entscheidend ist aber nicht, daß er scheitert, sondern wie. Im Schatten der Autoritäten, die dem Schullehrer gleich in die Welt der Verfahrensbeschreibung hereinragen, kann ein Walserschüler, Walserleser noch einiges lernen, z.B. über virtual reality in Prosa um 1900.

---

<sup>38</sup> Ebd., S. 48.